

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

64. Sonnabend, am 10. August 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Udèle Churchill oder die zwei Bräute. Von der Verfasserin der Improvisatorin, der Francesca Carrara, der Jüge und Versuche aus früherem Leben u. s. w. (Miss Landon). Aus dem Englischen übersetzt von Fr. L. v. Soltau. Drei Bände. Leipzig, bei Kirchner und Schwetschke. 1839. 1. Band, 316 Seiten. 2. Band, 338 Seiten. 3. Band, 332 Seiten.

Ich muß meine Kritik mit einer Anzahl Fragen eröffnen, die zwar durch den Titel des vorliegenden Buches beantwortet werden — es fragt sich nur, ob der Wahrheit gemäß? Ist „Udèle Churchill“ ein Roman oder kein Roman? Und wenn das Buch ein Roman, ist Udèle Churchill die Heldin desselben oder nicht? Und wenn wir darüber im Reinen sind, ist das Buch aus dem Englischen übersetzt oder etwa aus dem Französischen? Und haben wir darüber sattfam debattirt, ist es wirklich eine *Miss*, d. i. eine Dame, die es geschrieben, ist der Verfasser eine Verfasserin oder wäre vielleicht die Verfasserin ein Verfasser? — Auf alle diese Fragen läßt sich mit Ja und mit Nein antworten, für die Bejahung, wie für die Verneinung lassen sich Gründe anführen, Gründe, welche sich fast die Wage halten. — Obgleich die sogenannte Fabel bei Udèle Churchill nicht das Vorzüglichste und ziemlich einfach ist, so werd' ich mich dennoch hüten, sie für den Leser auszugiehen, denn sie enthält einige sehr überraschende Effekte, die ich Niemanden verderben will. Ich werde mich begnügen, meine obigen Fragen zu erläutern.

Miss Landon oder wer sonst hat zwar ein Werk geschaffen, was fast Romanform trägt, aber wenn dieß, doch nur die roheste Form des Romans. Da giebt es ein Doppelpaar junge und ein Paar alte Leute, sie lieben sich und hassen sich, sie cabaliren und hegen sich, wie es in Romanen zu geschehen pflegt. Allein das Alles entwickelt sich nicht etwa gruppenweise, in irgend einer kunstgerechten Form, nein, Jeder treibt sein Geschäft etwas gar zu sehr *à son aise*. Die Leute stehen zu einander in Beziehung und wieder nicht in Beziehung, sie sind sich nicht fern und sind sich nicht nah, oft spaziren sie neben einander, ohne sich zu sehen, dann kreuzen sich wieder einmal ihre Wege, bis, da die Sache doch ein Ende haben muß, sie sich schließlich zusammen finden,

die Einen um zu sterben, die Anderen um verheirathet oder ledig weiter zu leben. Bei dieser Unform des Ganzen ist nun in einzelnen Partieen wieder so viel formender Kunstsinne bemerkbar, daß man sich unwillkürlich fragt: hat der Verfasser absichtlich die Kunstform ver schmäh't oder ist sein Talent nur einem Stoffe geringern Umfanges gewachsen? Die breiten Anekdoten-Einschießel aus der Zeit Georg's I. — in dieser Zeit spielt die Geschichte — die zwar ganz interessant, aber ganz müßig sind, will ich nicht einmal erwähnen. Ob Udèle Churchill die Heldin des Romans, ist wieder zweifelhaft. Um sie dreht sich zwar Alles, aber sie läßt nur mit sich geschehen, eine andere Figur, eine Lady Marchmont ist das bewegende Triebrad des Ganzen. Nach Goethe's Theorie hätte freilich Udèle das Requi't der Romanheldenschaft, sie leidet. Auch, daß das Buch aus dem Englischen übersetzt ist, könnte man bezweifeln. Es ist zu petillant geschrieben, es ist zu sehr geschwängert von französischem Esprit. Wollte man aber annehmen, das Buch sey ein ursprünglich französisches Produkt, müßte man sich sagen: Dazu offenbart es zu viel Tiefe des Gefühls. Ist endlich eine weibliche oder männliche Feder Urheberin dieses Werkes von so zwitterhaftem Ansehen oder haben vielleicht zwei Federn gewaltet, eine männliche und eine weibliche? Es wäre wenigstens nicht absurd, sich für die letzte Hypothese zu entscheiden. Es finden sich in „Udèle Churchill“ Maximen und Sentenzen, wie kaum La Rochefoucauld sie schärfer, schneidender ausgesprochen und daneben Beschreibungen von Puz, Kleidern *re.*, wie nur eine Dame oder — wenn ein männliches Individuum — ein Damenschneider sie liefert.

Das wären die Fragen mit ihren Antworten oder vielmehr die Fragen ohne Antworten. Fragt man mich aber: Erweckt das Buch Interesse, so kann ich eine solche Frage durchaus nur bejahen und verspreche Jedem, der es zur Hand nimmt, eine genußreiche Lectüre.

Die Uebersetzung scheint mit Fleiß gearbeitet zu seyn, und ließt sich gut, die Verse an den Eingängen des Kapitels ausgenommen, die etwas eckig ausgefallen sind. Es mag dieß indeß weniger Schuld des Uebersetzers seyn, der sich, wie es scheint, mit seiner Arbeit übereilen müssen.

Die neuesten sächsischen Auswanderer nach Amerika. Charakter-Gemälde der Gegenwart von Ferdinand. Mit Abbildung der Gegend, wo sich die neuesten sächsischen Auswanderer niederzulassen gedenken. Leipzig, Verlag von C. B. Polet. 84 Seiten.

Der Verfasser dieses wohlgemeinten und populär-geschriebenen Büchleins geht natürlich nicht auf die tiefer liegenden Gründe der religiösen Verrenkungen unserer Tage ein. Er berichtet zunächst das Faktische und nimmt von dieser Gelegenheit, seinen Lesern in der Kürze vor Augen zu legen, was sie im Vaterlande verlassen und was ihrer — falls auch sie der Kugel des Auswanderns stäche — jenseits des Oceans harret. Das Einzige, was wir dem Verfasser vorwerfen möchten, ist seine Weitläufigkeit; er ist schon auf dem Titel breit und erläutert im Buche Dinge, von denen wir kaum glauben, daß sie einer Erläuterung bedürfen. Indessen möglich, daß wir uns täuschen; bei der Klasse von Lesern, die dem Verfasser vor Augen schweben, war es vielleicht besser zu breit als zu gedrängt zu seyn, besser, etwas zu viel zu geben, als undeutlich zu werden. R. v. Groscreutz.

Talleyrand's, Fürsten von Benevent, politisches und religiöses Leben, von Louis Baste. Aus dem Französischen, in 7 Lieferungen. Rassel und Leipzig, J. C. Krieger'sche Buchhandlung (Theodor Fischer).

Mit dem größten Interesse haben wir diese höchst anziehende Lebensskizze des berühmten Diplomaten gelesen, der beinahe ein halbes Jahrhundert in die Wirren einer folgenreichen und verhängnißvollen Zeit eingriff. Doch empfindet man die Anwendung eines inneren Frostes bei der Charakteristik dieses Mannes, dem alle zarteren Regungen des Gemüths fremd waren, welchen nur Geldgeiz, Ehrgeiz und sinnliche Lusternheit als herrschendes Princip bei seinen Handlungen bestimmten, und welcher, begabt mit der höchsten Intelligenz, bald den Sirenengesang der patriotischen Begeisterung, der reinsten Menschenliebe, bald der feinsten Schmeichelei anzustimmen wußte, ohne nur im mindesten in seinem Innern eines der ausgesprochenen Gefühle zu theilen. Sein Jugendleben ist von schwarzen Thaten besleckt, zu deren Beweis, unsers Bedünkens, der Biograph jedoch die officiellen Belege hätte beibringen sollen, denn auch die Todten haben Rechte, wie die Lebenden.

Karl Moriz v. Talleyrand-Perigord, geboren zu Paris den 7. März 1754, gestorben zu Paris

den 17. Mai 1838, stammte aus einer der ältesten gräflichen Familien Frankreich's. Er wurde hinkend geboren, darum bestimmte man ihn, wider seine Neigung, für den geistlichen Stand und er mußte somit auf die Rechte der Erstgeburt verzichten. Als Knabe trat er in das college Louis le Grand ein, wurde aber, wegen sittenlosen Wandels 1768 aus selbigem entfernt. Sein Vater starb und hinterließ ihm nur ein kleines Erbtheil, sein Oheim aber, der Graf Perigord, übergab seinen Neffen der Obhut des Erziehers seiner Kinder, Namens Fouquet. Seine Kunst scheiterte an der List und Gewandtheit dieses Zöglings; er verführte die zwei Töchter einer in Dürftigkeit lebenden Witwe, Namens Gouchier, wovon die eine starb und die andere in Wahnsinn versiel. Sein Oheim erwirkte einen Verhaftsbefehl und ließ ihn 1770 als Abbé Boiteux in die Bastille setzen, die man 2 Monate darauf mit dem Schlosse Vincennes vertauschte, wo Talleyrand ein Jahr blieb. Durch die Sprache und Miene eines reuigen, zerknirrschten Sünders gewann er den dortigen Kaplan und erlangte durch dessen Verwendung seine Freiheit wieder. Zur Vollendung seiner Studien ward er jetzt nach Toulouse in das dortige Jesuitencollegium geschickt und erhielt seine geistlichen Weihen zu Paris in dem Seminar St. Sulpice. Als Abbé Perigord machte er sich bald in den glänzenden Zirkeln der vornehmen Welt durch Wiß und galante Abenteuer bemerklich, erhielt von Ludwig XV. zwei Abteien, welche 24000 Livres eintrugen und wurde 1780 zum Bischof v. Autun ernannt, wo er durch einen zügellosen Wandel seinem Stande und Berufe öffentlich Hohn sprach. Die Revolution brach aus und Talleyrand's Antheil an derselben durch alle ihre Phasen ist bekannt. Als viele Geistliche den Konstitutionseid verweigerten, ließ sich Talleyrand darüber folgendermaßen vernehmen: „Wenn meine Brüder in Christo keine Narren wären, so würden sie meinem Beispiele folgen; sie würden etwas mehr daran denken, sich in Frankreich ein glückliches Loos zu bereiten und sich weniger um die Skrupel ihres Gewissens und die Pflichten gegen Rom bekümmern. Was bedeutet ein neuer Eid, nach allen den Eiden, die wir geschworen und gebrochen haben, nachdem wir so vielmal einer Konstitution, der Nation, dem Gesetze, dem Könige, alles Dinge, die nur dem Namen nach vorhanden sind, geschworen haben?“ Nach diesen Grundsätzen ward es ihm freilich nicht schwer, ein Genosse Robespierre's zu seyn, dem Direktorium, dem Consulate, dem Kaiserthume, dem Hause Bourbon und Orleans zu huldigen, denn, gleich manchen Thiergattungen, welche den nahenden Sturm bei noch heiterm Himmel vorempfinden,

besaß auch Talleyrand einen politischen Instinkt, nach welchem er bevorstehende Katastrophen herausfühlte und sich bei Zeiten sicherte. Vermöge seiner innern Kälte und Ruhe stand ihm vor allem die Waffe der beißenden Replique zu Gebote. Ludwig XVIII. liebte ihn nicht, hatte ihn aber doch zum Oberkammerherrn ernannt. „Apropos,“ sagte er einst zu ihm, „ich mache Ihnen mein Kompliment, es heißt Sie gingen auf's Land?“ — „Nein Sire,“ entgegnete Talleyrand, „Ew. Majestät müßten denn nach Fontainebleau gehen; in diesem Falle würde ich um die Erlaubniß bitten, Sie begleiten zu dürfen, um dort die Pflichten meines Amtes zu versehen.“ — „Nein, nein, das meinte ich nicht,“ antwortete der König, — „doch zu etwas Anderm.“ Als kurz darauf der König abermals fragte: „Wie weit ist's von Paris bis Balençay?“ (Talleyrand's Landsitz), entgegnete er: „ich weiß es in der That nicht genau, Sire, aber es mag ungefähr noch ein Mal so weit seyn, als von Paris bis Gent,“ (wohin der König bei Napoleon's Wiederkehr geflüchtet war.) Ludwig fand für gut, ihn von nun an nicht mehr zu befragen. Napoleon sagte in St. Helena von Talleyrand: „er war immer ein Verräther, aber er war es in Verbindung mit dem Glück. Seine Umsicht war außerordentlich, indem er seine Freunde immer so behandelte, als ob sie seine Feinde, seine Feinde, als ob sie seine Freunde werden könnten.“.. Das Endurtheil des Biographen lautet: „Talleyrand opferte alles seiner Liebe zum Gelde und dem daraus entspringenden Ehrgeize auf. Er ist an allen Regierungen, denen er gedient hat, so wie an allen Grundsätzen, zum Verräther und Apostaten geworden. Menschen der Art müssen, von welchem Glanze sie auch sonst umleuchtet seyn mögen, von der Geschichte mit dem Stempel der Verachtung bezeichnet werden, und wir schäzen uns glücklich, wenn wir, indem wir ein solches Leben der schändlichsten Treubruchigkeit enthüllen und nichts verhehlen, was uns schimpflich dünkt, vielleicht denjenigen Furcht einflößen, welche den politischen Cynismus geerbt haben, der von Talleyrand in's Leben gerufen worden ist und noch fortwährend unserer Epoche zur Schande gereicht.“ — Die Uebersetzung ist fließend, das Werk verdient alle Empfehlung. A. Herrmann.

Bildende Kunst.

Skizzen zu Shakespeare's dramatischen Werken. Gezeichnet, gestochen und radirt von E. S. Ruhl. Vierte Lieferung, Romeo und Julie. Cassel und Leipzig, Krieger. Fol.

Das an dichterischen Schönheiten überströmende

Trauerspiel, dessen Illustrator diesmal der geniale Ruhl geworden, hat ihn zu 12 Blättern begeistert, die wir in geistvollen Umrissen vor uns liegen haben. Auf dem ersten Blatte greifen sich, nachdem die Dienerschaft sich tüchtig herumgebalgt hat, Benvolio und Tybalt und die erste Scene bringt sogleich die feindliche Stellung der Montechi und Capuletti gegen einander zur Kenntniß. Das zweite Blatt ist ein reines Phantasiebild, das seine Erklärung in der berühmten Erzählung des Mercutio von der Fee Mab findet. In der Handlung läßt es uns allerdings nicht weiter vorschreiten, aber der Ruhepunkt ist zu humoristisch, um dem Bögnern zu zürnen. Desto mehr greift das folgende Blatt darcin. Es stellt die süße Scene vor, wo Romeo als Pilger Julien den ersten Kuß raubt und ist allerliebste componirt. Natürlich folgt darauf im 4. Blatte das Ersteigen des Balkons, oder vielmehr der Gartenmauer, während auf dem Balkon Julie doch wohl in zu weiter Ferne steht. Auch spricht Romeo ausdrücklich:

„D wie sie auf die Hand die Wange legt,“

also saß sie ohnstreitig und stützte sich auf die Brustwehr des Balkons; warum hier stehend und mit der gezwungenen Stellung des linken Armes? Recht humoristisch ist Blatt 5 der Groll der alten Amme gegen den spottenden Mercutio ausgedrückt, während sie mit Romeo abgeht. Die Gruppe ist sehr gut gestellt. Minder zieht uns Blatt 6 die Zusammenkunft Romeo's mit Julien bei Lorenzo an. Romeo gleicht zu sehr einem modernen Stutzer, Julie ist nicht reizend genug und Lorenzo sieht mehr finster als theilnehmend d'rein. Blatt 7, Mercutio's Sterbescene während Romeo und Benvolio ihn unterstützen. Blatt 8 giebt die oft in Bild und Zeichnung versinnlichte Abschiedscene Romeo's nach glücklich durchlebter Brautnacht. Seine Stellung ist keck erfunden, aber hier eben recht passend. Julie ruht noch mit Einnem Fuße auf dem hochzeitlichen Lager. Alles athmet Liebe und Wonne, noch von keiner bösen Ahnung getrübt. Wie contrastirt dagegen das folgende Blatt (9) wo Romeo das Gift von dem Apotheker kauft! Auch in die Züge des Jünglings hat sich der Schmerz schon eingewöhlt. Ungern begegnen wir Blatt 10 noch Paris. Wir hatten nur für die Liebenden noch Sinn, und so sehen wir Blatt 11 Romeo das verhängnißvolle Gebräu trinken, seine Julie umschlingend, um bald „im Russe zu sterben.“ Aber wie konnte der Künstler ihm einen Becher in die Hand geben, einen Pokal wie beim Freudenfeste? Das durfte doch nur eine versteckte Firole seyn. Allerdings schreibt Shakespear selbst, a cup, aber dieses Wort ist allgemeiner Bedeutung und bedeutet alles Ge-

rath woraus man trinkt. Das letzte Blatt zeigt Julien's Erwachen. Die Kerze steht jetzt rechts, da sie vorher links stand, und doch ist die Stellung der Personen, selbst der Leiche von Paris dieselbe. Auch stellt sich, so noch im Sarge bleibend, Julie zu ruhig dar. Wäre nicht der Augenblick, wo sie Romeo den Dolch vom Gürtel reißt und sich damit ersticht, bedeutsamer gewesen?

Der geehrte Künstler wird uns diese kleinen Ausstellungen verzeihen, sie sollen nur unsere dankbare Aufmerksamkeit und Anerkennung des vielfach Gelungenen bezeugen.

Th. Hell.

Fortsetzungen.

Spaziergänge und Weltfahrten. Von Theodor Mundt. Dritter Band. Ausflug durch die Schweiz nach der Provence. Altona bei Hammerich. 1839.

Oft wenn wir genöthigt gewesen waren, die ersten Bände eines Werkes abfällig zu beurtheilen, seufzten wir beim Empfang der folgenden: Wenn uns doch der Mann in dieser Gelegenheit böte, das frühere Urtheil zu widerrufen, oder wenigstens zu modificiren! — So ging es uns auch mit dem vorliegenden Bande der Schrift des „weltfahrenden“ Autors, und wir sehen unsern Wunsch mindestens zu einem Theile erfüllt. Der dritte Band übertrifft die ersten beiden an Interesse. Glücklicherweise befand sich der Autor in einem Lande, wo in mitten der ewigen Alpen, es keine Tänzerinnen giebt, die mit ihren „welthistorischen“ Beinen, keine Schauspielerinnen die mit ihrer „Philosophie“ die eines Doctors der Weltweisheit in Verwirrung bringen könnten, und höchstens wird der philosophische Reisende nur durch den „merkwürdig breiten kräftigen Oberleib der Bernerinnen“ von seinen politischen oder religiösen Forschungen für einen Moment abgezogen. Dieser Umstand begünstigte den Verfasser sehr; seine Beobachtungen galten fast stets ernstern, mitunter auch würdigen Gegenständen, und das was man über Rotteck, Welker, den Liberalismus der Berner, den Savoyerzug, die Ausweisung des Prinzen Louis Bonaparte &c. findet, verdient auch von denen gelesen zu werden, die des Verfassers Ansichten nicht theilen. Einige Meinungen des Autors werden übrigens den Freunden desselben gewiß, so wie uns, recht neu und überraschend vorkommen; wir wenigstens hatten sie hier kaum zu finden gedacht, wiewohl uns in dergleichen Angelegenheiten seit langer Zeit nichts mehr wundert. So

sagt er z. B. Seite 132 in Beziehung auf Siebenpfeiffer: „Es ist kein Zweifel daß man damals in Bern solche radicale Anstellungen mit einem gewissen Prunk betrieben hat, der in Verbindung mit einer wissenschaftlichen Angelegenheit verwerflich erscheint. Denn mit Siebenpfeiffer's wissenschaftlicher Bedeutung, ist es nicht besser bestellt, als mit seinem hohlen und gedankenlosen Liberalismus, durch den er und Seinesgleichen der liberalen Bewegung in Deutschland einen so unerföhllichen Schaden zugefügt haben. Diese Hambachiaden, und diese journalistischen Freiheitsorgien, dieser Saus und Braus eines abenteuernden und liederlichen Liberalismus, mit dem ohne Plan und Verstand und ohne alle Kenntniß der historischen und politischen Verhältnisse in den Tag hineingewirthschaftet wurde, diese Dinge waren es, welche der darauf über Deutschland gekommenen Reaction so viel Gewalt und Gewicht verliehen, und wodurch eine Lähmung über unsere Bestrebungen gebracht ward, die uns fast das Herz abgedrückt hat.“ Seite 53 sagt Herr Mundt: „Es ist aber unthunlich einem Staate (Preußen) zu zürnen, der wie ein verhülltes Gewächs nur auf einen einzigen Sonnenblick zu warten braucht, um in eine Blüthe zu treten, die mehr verleiht als der höchste Aufwand der Opposition in den einzelnen Persönlichkeiten vielleicht gefordert hat.“ Wer kann gegen so loyale Gesinnungen etwas einwenden? Gewiß Niemand. Von einem Professor Ordinarius könnte man nicht mehr fordern, und von einem Privatdocenten schon gar nicht. Es wird überhaupt jetzt immer ruhiger, immer behaglicher in den socialen Verhältnissen, und wer weiß, ob nicht, jemehr das religiöse tausendjährige Reich sich zu entfernen scheint, das politische schon vor der Thür ist. Von „Weltsehmerz“ spricht Niemand mehr, selbst als Poesiechikel ist er Rococo geworden. Es gemahnt uns fast, als wäre jetzt unser gesellschaftlicher Zustand fast wie der auf alten Schöpfungsbildern dargestellte, wo das Reh den Rachen des neben ihm stehenden Löwen durchaus nicht fürchtet, und das mit dem Wolfe lustwandelnde Lamm noch so unbefangen ist, daß es nicht weiß, ob dieser mit dem Munde oder dem Schweife beißt. — Während aber der Autor mit allen sich feindselig begegnenden Richtungen seinen Frieden macht, schließt er Seite 376, in einer bitterbösen Vision, bloß die Journalisten aus. — Die armen Journalisten! — Er sollte ihnen Amnestie andrehen lassen — die Amnestie ist ja jetzt gerade modern — und er hat ihnen so viel zu verdanken. —

E. v. Wachsman n.